5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung
Hallische Nachrichten

5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstraße 16, Ecke Dachritzstraße 12 bis 14 bezw. Bölbergasse 1. Eingang für Verlag, Redaktion und Anzeigenannahme: Gr. Ulrichstraße 16. — Fernsprech-Sammelnummer 7981. Hauptfiliale: Obere Leipzigerstraße 34 (Tel. Nr. 7981) und Brunnenstraße 49 in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). Verantwortlich für die Redaktion: Otto Becker in Halle a. S.

Nummer 293 — Halle, Dienstag den 22. Oktober — 1918

Die Südslawen sagen sich von der Habsburgmonarchie los.

Die deutsche Antwort an Wilson.

(Von unserer Berliner Schriftleitung.)

Berlin, 21. Oktober.

Die Antwort der deutschen Regierung an Wilson hat in politischen Kreisen keine Ueberraschung hervorgerufen. Sie spricht im wesentlichen alles das aus, was man schon vorher in den Wandelgängen des Parlaments und in der Presse vernehmen konnte. Die verhältnismäßig lange Zeitdauer bis zur Abfertigung der Note ist darauf zurückzuführen, daß man den einzelnen Punkten der Antwort die allergrößte Sorgfalt zuwendete und keine der beteiligten Stellen ungehört lassen wollte.

Es wird zweifellos in weiten Kreisen des Volkes, besonders aber in den rechtsstehenden Parteien, mit Staunen und wahrscheinlich auch mit Widerspruch vernommen werden, daß sich die deutsche Regierung entschlossen hat, den uneingeschränkten U-Bootkrieg aufzugeben und ihn in die ursprüngliche Form des Kreuzerkrieges zurückzuleiten. Es muß indessen darauf hingewiesen werden, daß auch die Leitung unserer Seestreitkräfte in dieser für unsere Verteidigung zweifellos bedeutsamen Frage gehört worden ist und ihr Einverständnis erklärt hat. Ueber die praktischen Wirkungen des uneingeschränkten U-Bootkrieges wird man heute kaum noch im Zweifel sein können. Gewiß ungeachtet wäre es aber verfehlt, die politischen Wirkungen des deutschen Entgegenkommens zu verkennen. Ganz abgesehen von der völligen Unwahrheit der U-Bootlügen der feindlichen Presse, gegen die wiederholt protestiert worden ist, beantwortet die deutsche Regierung die letzte Beschuldigung in der Wilsonnote mit einer erheblichen Einschränkung der Verteidigung zur See. Sie beweist dadurch vor aller Welt, daß ihr Friedenswille ernst und ehrlich ist und vor keinem einigermaßen erträglichen Opfer zurückschreckt. Sie will andererseits damit dem Präsidenten persönlich entgegenkommen, der ja bekanntlich durch die Eröffnung des unbeschränkten U-Bootkrieges sich zur Einstellung seiner Friedensaktion und zur Kriegserklärung an Deutschland veranlaßt sah. Die deutsche Regierung nimmt also die Fäden, die zu Anfang des Jahres 1917 durch eine nach der Aufklärung bedürftige Politik der Aera Bethmann-Hollweg zerrissen wurden, wieder auf.

Im Hinblick auf den Waffenstillstand erklärt die deutsche Regierung ausführlich, was sie bereits in ihrer ersten Note mit der Einsetzung einer gemischten Kommission bezweckte. Sie ist grundsätzlich bereit, die Frage des Waffenstillstandes den militärischen Stellen zu überlassen, wobei wiederum zu beachten ist, daß bei uns inzwischen das gesamte Kriegswesen der parlamentarischen Kontrolle unterstellt worden ist oder noch unterstellt werden soll, so daß den militärischen Stellen lediglich eine beratende Rolle zugeteilt ist.

Wenn schließlich die deutsche Regierung dem Präsidenten klar und deutlich den Sinn des deutschen Regierungswechsels, die Auswirkung des Parlamentarismus und das Wesen der neuen Volksregierung darlegt, so wird man wahrlich bei einigem Gerechtigkeitsgefühl zugeben müssen, daß das deutsche Entgegenkommen den Charakter des Selbstbestimmungsrechtes des Volkes überschreitet. Ihm dürfte aber auch nunmehr klar geworden sein, daß in Deutschland jede auf Willkür beruhende Macht ausgeschaltet worden ist. Durch die bevorstehenden Verfassungsänderungen ist unsern Feinden in der Tat jede Möglichkeit genommen, die deutsche Volksregierung noch einmal als Täuschung oder Heuchelei hinzustellen.

Präsident Wilson wird also nach unserem Ermessen in der deutschen Antwort nicht einen Punkt finden, der ihn an der Durchführung seines Friedensprogramms hindern könnte. An ihm wird es jetzt liegen, zu beweisen, daß das Vertrauen der deutschen Regierung und des deutschen Volkes keinem Unwürdigen zufällt.

*

Los von Habsburg!

b Haag, 21. Oktober. (Eigene Drahtmeldung.) Aus London wird gemeldet: Das südslawische Komitee in London veröffentlichte am 19. Oktober folgende Erklärung: Das Komitee als Vertreter und Bevollmächtigter von 7 Millionen Serben und Kroaten in Oesterreich-Ungarn sowie von verschiedenen südslawischen Verbänden in Nord- und Südamerika und in den britischen Kolonien lehnt das von Kaiser Karl am 16. Oktober an sein Volk gerichtete Manifest ab. Das Komitee spricht im Namen aller Südslawen der österreichisch-ungarischen Monarchie, die durch die Tyrannei dieses Monarchen in der Freiheit der Meinungsäußerung verhindert werden. Das südslawische Volk ist fest entschlossen alle Verbindungen mit den Habsburgern und mit der Monarchie zu lösen. Die Südslawen verneinen nachdrücklich daß die Habsburger das Recht haben in ihrem Namen zu sprechen. Das kaiserliche Manifest, das die vorgeschlagenen Reformen als Einleitung zur Freiheit und Selbstverwaltung darstellt, ist lediglich Heuchelei. Das südslawische Komitee verneint daß das Ideal der Südslawen in irgendwelcher Form innerhalb der habsburgischen Monarchie verwirklicht werden könnte. Das soll erwarten die Verwirklichung seiner Bestrebungen von dem Sieg der Alliierten und der Vereinigten Staaten, zu dem es mit allen Kräften mitgewirkt hat.

Wilsons Note an Oesterreich.

Wien, 21. Oktober. Die Blätter heben hervor, daß Wilsons Antwort sowohl im Ton wie dem Inhalte nach eine Weiterführung der Verhandlungen ermöglichte. Allerdings stellen die Blätter zugleich fest, daß die Aussichten auf einen Waffenstillstand durch die Antwort Wilsons wesentlich verringert worden seien.

op Chiasso, 21. Oktober. (Eigene Drahtmeldung.) Der „Schweiz. Presstelegraph" meldet aus Rom: Zugleich mit der Antwort Wilsons an Oesterreich wurde von der italienischen Regierung folgende offiziöse Note in der Presse verbreitet: Die Antwort Wilsons auf die österreichisch-ungarische Note ist vollständig klar in ihrem Gedankengang. Sie kommt einer Weigerung gleich, heute in der österreichisch-ungarischen Regierung die Vertreter in der Bevölkerung anzuerkennen, mit der überWaffenstillstand und Friedensverhandlungen unterhandelt werden könnte. Diese Erklärung Wilsons unterstreicht die Rechtmäßigkeit der Bestrebungen der für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Völker Oesterreichs und wird ihnen neue Kraft verleihen. Auf diese Weise werden die Gesamtbedingungen geschaffen, die die Auflösung dieses Staates beschleunigen werden.

Ministerberatungen in Wien.

(W. T. B.) Wien, 21. Oktober. Aus „Ungar. Post" meldet: Ministerpräsident Dr. Wekerle ist gestern abend in Wien eingetroffen. Er konferierte längere Zeit mit dem Minister des Aeußern Burian. Heute vormittag begab sich Dr. Wekerle in das Auswärtige Amt, wo eine gemeinsame Ministerkonferenz stattfand, an der Mitglieder der gemeinsamen Regierung und die beiden Ministerpräsidenten teilnahmen.

Die Friedensbewegung in England.

Das Lansdowne-Komitee für einen Verständigungsfrieden.

(W. T. B.) Bern, 21. Oktober. Nach „Daily News" fand in der Essex-Halle in London eine stark besuchte Versammlung statt, die das Lansdowne-Komitee einberufen hatte. Die Versammlung nahm einstimmig eine Entschließung an, die besagt: Es sei im Interesse Englands, einen ehrenvollen Frieden auf Grund der von Wilson vorgeschlagenen und von Deutschland angenommenen Bedingungen zu schließen. Es sei zu hoffen, daß ein Waffenstillstand, der angemessene Bürgschaften vorsehe, einstimmig vereinbart werde. Der Vorsitzende Hugh Bell sagte: Die Bedingungen Wilsons ließen Spielraum für Verhandlungen. Ein Friede auf Grund von Verhandlungen sei das, was sie immer erstrebt hätten. Lord Lansbury führte aus: Er habe Vertrauen zu dem guten Glauben Wilsons, aber nicht zu den Leuten, die England leiteten. Das Parlament scheine außer Stande, die Minister zu einer deutschen Erklärung ihrer Politik zu nötigen. Ehe das geschehen sei, wisse man nicht, was Wilsons Alliierte glaubten oder wünschten. Hätte England Führer gehabt, die ihre Ziele und Bedingungen wie Wilson klar formuliert hätten, so wäre der Krieg längst beendet. Noel Buxton sagte: Seine Freunde wollten Wilsons Politik und nichts als diese. Gegen eine Erniedrigung der militärischen Führer Deutschlands sei nichts einzuwenden. (!) Wenn aber dem deutschen Volke eine Erniedrigung zugefügt werde, gehe man einem neuen Kriege entgegen.

Friedenssehnsucht auch im englischen Heer.

Zürich, 21. Oktober. Die „Züricher Morgenzeitung" meldet: Die Northcliffe-Blätter wiederholen täglich, man dürfe den auf dem Schlachtfelde befindlichen Soldaten im Interesse der Kriegführung nicht vom Frieden reden. Das Friedenssehnsüchtigen unter den englischen Soldaten kennzeichnet folgende Meldung der Londoner Blätter: Lloyd George begrüßte in der letzten Woche beim Verlassen des Auswärtigen Amtes auf Wache stehende Soldaten mit den Worten: „Ich habe gute Nachrichten." Die Soldaten fragten nach der Kommissionsnahme der Besetzung von Lille und Ostende, ob dies den Frieden bedeute. Lloyd George antwortete: Noch nicht, aber wir kommen dem Frieden täglich näher.

*

(W. T. B.) Berlin, 21. Oktober, abends. (Amtlich.) Der Feind beschränkte sich an den Kampffronten auf Teilangriffe, die von uns abgewiesen wurden. Unser Gegenangriff gegen die vom Feinde besetzten Höhen auf dem östlichen Aisne-Ufer beiderseits Bouziers sei in gutem Fortschreiten.

Der deutsche Rückzug.

b Haag, 21. Oktober. (Eigene Drahtmeldung.) Aus London wird gemeldet: In Douai wurden gestern neue Brände festgestellt, die von unseren Truppen gelöscht wurden. Deutsche Flieger haben wiederholt die befreiten Städte bombardiert. Der Feind zieht sich sehr geschickt zurück, indem er ansehnliche Truppenabteilungen auf beiden Seiten der Linie, aus der die Hauptmacht sich zurückzieht, postiert.

Reuters Korrespondent an der britischen Front meldet: Ich habe keinerlei Anzeichen von Verheerungen in großem Maßstabe wahrgenommen. Selbstverständlich hat es überall Explosionen gegeben, z. B. eine große Anzahl zwischen Ostende und Brügge, aber ganze Städte, Dörfer und Kirchen sind in mehreren Fällen so gut wie gänzlich unversehrt geblieben. Nördlich des Flusses Semois beschleunigen die Deutschen ihren Rückzug, da ein erheblicher Teil der Heere von Horne und Birdwood den Rückzug bedroht.

Fliegerangriff auf Gent.

Haag, 21. Oktober. Am Sonntag abend wurde Gent von sieben englischen Fliegern mit Bomben angegriffen. In der Nähe des großen neuen Bahnhofes wurde Schaden angerichtet. 61 Personen wurden getötet, viele verwundet. Die Erregung in Gent ist ungeheuer. Man nimmt an, daß die ganze bürgerliche Bevölkerung die Stadt verlassen wird. Die alte Kathedrale und die übrigen historischen Kirchen und Gebäude mit allen Kunstwerken darin sind vollkommen unbeschädigt. (Lok.-Anz.)

Der neue Lügenfeldzug der Entente.

Eine neutrale Untersuchungskommission.

(W. T. B.) Berlin, 21. Oktober. Zur Untersuchung der Wahrheit der Beschuldigungen über angeblich zwecklose Verwüstungen und Zerstörungen bei dem Rückzuge der deutschen Truppen hat sich eine neutrale Kommission, bestehend aus den in Brüssel wohnhaften Vertretern neutraler Staaten, an die Front begeben. Der Chef der politischen Abteilung in Brüssel, Gesandter Freiherr von der Lanken, hat die Führung der Kommission übernommen.

(W. T. B.) Berlin, 21. Oktober. Eine neutrale Kommission, bestehend aus dem spanischen und dem holländischen Gesandten in Brüssel und einem angesehenen Bürger der Stadt, besichtigte die Zerstörungen, die englische Granaten innerhalb weniger Tage in dem weit hinter der Front liegenden Denain angerichtet haben, und wurde Zeuge fortwährender Abwürfe von Bomben auf Tournay und Valenciennes.

Erschütternde Bilder

werden aus Belgien und Nordfrankreich von dem Elend der vor den englischen und französischen Granaten flüchtenden Bevölkerung berichtet. Alle deutschen Kolonnen sind mit Flüchtlingen beladen, oft mehr, als den Pferden zugemutet werden dürfte. Die Fahrer teilen Essen und Brot mit den Unglücklichen. Selbst die Batterien müssen helfen, alle die Vorspannschaften, die vor englischen und französischen Granaten fliehen. Auf den Protzen sitzen Greise und alte Mütterchen, auf den Wagen sitzen Kinder, und die gutmütigen Kanoniere gehen nebenher und helfen Handwägelchen mit armseligen Hausrat ziehen. Wo es geht, nehmen Ellenbahnzüge und Lastkolonnen die Flüchtlinge auf. Doch weder Wagen noch Züge reichen für die Aufnahme aller aus, und so sieht man zwischen den Kolonnen und den marschierenden deutschen Truppen Arm und Reich hunt durcheinander zu Fuß durch Regen und Not trotten. Hier fährt ein Sohn seine Mutter auf eine Schiebekarre, dort sitzt ein verhärmtes Weibchen am Straßenrand, müde und gebrückt kauert er an einem Stück Brot, das ein deutscher Soldat mit ihm teilte. Dann senkt sich fahl und feucht die Dämmerung herab, der Regen rieselt weiter, da und dort bricht ein Wagen zusammen. Das Kommergeschrei der Betroffenen, die im Straßenschmutz ihre Habseligkeiten zusammensuchen, geht durch die Nacht. So geht der Marsch, bis die Unterkünfte erreicht sind, wo, so gut es geht, Quartier und Verpflegung bereitgestellt sind.

Die aber den Mut haben, der Gefahr zu trotzen, und lieber in ihrem Heim sterben als es verlassen möchten, verbarrikadieren die Kelleröffnungen, schaffen Matratzen und Lebensmittel hinunter und harren ausdauernd des Augenblicks, wo entweder ihre Häuser über ihnen zusammenstürzen oder sie bleich und überdeckt die einrückenden englischen und französischen Truppen als „Befreier" begrüßen können.

Als Vorposten der „Befreier" suchen täglich Ententeflugzeuge die besetzten Gebiete auf und werfen auf bisher unzerstörte belgische und französische Städte Bomben. Am 18. Oktober nachmittags griffen 12 Flugzeuge Gent an. Unter den 68 Opfern sind allein 22 Kinder tot bzw. verletzt gemeldet. In der Nacht zum 19. Oktober waren Maubeuge, Hirson, Hautmont, Fourmies und Mont Cornet Ziele feindlicher Fliegerangriffe. Neben herrschlichen Häuser- und Brandschäden ist eine Anzahl Personen hauptsächlich aus der Zivilbevölkerung getötet oder verwundet worden. Am 19. Oktober 2 Uhr nachmittags wurde Mons mit Bomben belegt. Ein Frauenhospital, die Jesuitenstiftung, das deutsche Lazarett und einzelne Stadtteile wurden besonders schwer heimgesucht. 38 Tote bzw. Verletzte, darunter 23 Frauen.

Die Kosten des Wiederaufbaues Belgiens.

Haag, 21. Oktober. „Daily News" hat von angeblich zuständiger Seite folgenden Bericht über die Bedürfnisse für den Wiederaufbau Belgiens erhalten: Für den Ackerbau werden ungefähr 50 000 Pferde nötig sein, für die Wiederherstellung des Besitzes und den Ersatz der von Deutschen aus den Fabriken mitgenommenen Gegenstände mindestens 14½ Millionen Pfund Sterling. Der Schaden an öffentlichen Anlagen wie Schleusen, Häfen, Brücken, Kanälen, Wegen usw. beträgt 200 000 Pfund Sterling, mindestens 250 000 Tonnen Zinkerz, 60 000 Tonnen Blei, 40 000 Tonnen Kupfererz sind nötig, ebenso Holz im Werte von 12 800 000 Pfund Sterling. Es würde sich demnach insgesamt um 10 bis 12 Milliarden Mark belgische Entschädigungsansprüche handeln. (Nat.-Ztg.)

*

(W. T. B.) Wien, 21. Oktober. Amtlich wird verlautbart:

Auf dem italienischen Kriegsschauplatz keine größeren Kampfhandlungen.

Bedeutelos der südlichen Morava wurden serbische Teilangriffe abgewiesen.

Im Gebirge westlich von Zajecar machte sich serbischer Druck stärker fühlbar.

Der Chef des Generalstabes.

Rücktritt Diaz'?

Genf, 21. Oktober. Sehr vorsichtig behandelt man in Paris die Sondermeldungen von der bevorstehenden Ersetzung des italienischen Heerführers Diaz durch den Herzog von Aosta. Während der jüngsten Anwesenheit von Diaz in Paris wurde mehrfach hervorgehoben, daß zwischen Foch und Diaz „durchaus korrekte" Beziehungen fortbestanden. Werde der Herzog von Aosta Generalissimus, so sei ein gesteigerter Einfluß Fochs auf die italienischen Operationen die unmittelbare Folge. (Lok.-Anz.)

*

Amnestie-Erlaß für Belgien.

(W. T. B.) Brüssel, 20. Oktober. (Amtlich.) Der Generalgouverneur Generaloberst Freiherr von Falkenhausen hat unter dem 18. Oktober d. J. allen Belgiern und Angehörigen neutraler Staaten, die von deutschen Militärgerichten oder Militärbefehlshabern im Gebiete des Generalgouvernements zu Freiheitsstrafen verurteilt wurden und ihre Strafe zurzeit in Belgien verbüßen, den Rest der Strafe im Gnadenwege erlassen. Ausgeschlossen sind diejenigen, welche wegen gemeiner Verbrechen verurteilt worden sind. Der Generalgouverneur hat weiter bestimmt, daß diejenigen Belgier und Angehörigen neutraler Staaten, gegen die im Militärgerichtsverfahren Freiheitsstrafen bzw. Freiheitsentziehung verfügt worden ist und die sich zurzeit in Belgien oder Deutschland in Haft befinden, freigelassen werden. Mit der Entlassung wird am 21. Oktober d. J. begonnen werden. Nur eine beschränkte Anzahl von Persönlichkeiten, deren freie Bewegung in Belgien nach der Natur der Dinge nicht möglich ist, solange dort noch gekämpft wird, wird erst bei der Räumung Belgiens in Freiheit gesetzt werden. Für diejenigen Belgier, die ihre Strafe in Deutschland verbüßen, ist ein gleicher Gnadenakt in Vorbereitung.

Die neuen Männer beim Kaiser.

(W. T. B.) Berlin, 21. Oktober. Der Kaiser empfing heute nachmittag in Gegenwart des Reichskanzlers die neu ernannten Staatssekretäre Scheidemann, Groeber, Erzberger, Haußmann, Trimborn, Bauer und die Unterstaatssekretäre David, Giesberts, Robert Schmidt, Dr. August Müller.

*

(W. T. B.) Berlin, 21. Oktober. Die Grippe ist seit etwa 14 Tagen in erheblich stärkerer Verbreitung wieder erschienen. Nicht nur die Zahl der Fälle, sondern auch ihre Schwere hat in letzter Zeit merklich zugenommen. Schwere Lungenentzündungen, welche häufig sich tödlich erden, und rubrartige Erkrankungen sind im Verlaufe der Grippe beobachtet worden. Besonders häufig sind jugendliche Personen, namentlich Frauen, erkrankt. Man soll Gerüchten, daß in Berlin oder in Deutschland überhaupt Hungerruhr oder Hungerruhr ausgebrochen seien, nicht glauben. Davon kann überhaupt gar keine Rede sein. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Krankheit in einigen Wochen zurückgehen wird. Die von den Behörden empfohlenen Schutzvorkehrungen werden sicherlich erheblich dazu beitragen.

(W. T. B.) Berlin, 21. Oktober. Die Cholera-erkrankungen in Berlin und Umgebung, über welche Anfang September berichtet worden ist, sind fämtlich erloschen. Im ganzen handelte es sich um 17 Erkrankungen vor denen 17 tödlich endeten und die in Genesung übergingen sowie um drei Bazillenträger. Die Annahme, daß bei der Entstehung und Verbreitung der Cholerafälle in Berlin eine Reschlächterei in der Linienstraße eine ausschlaggebende Rolle gespielt habe, hat sich bestätigt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853264-191810221/fragment/page=0001

Bericht der Obersten Heeresleitung.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 21. Oktober.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht:

In Flandern wurde vor und um den Lys-Abschnitt zwischen Ursel und Kortrik heftig gekämpft. In Zwischenzeit vorübergehend eingedrungenen Feind warfen wir im Gegenstoß wieder zurück. Beiderseits von Deynze setzte sich der Gegner auf dem Westufer des Lys fest. Teile, die südlich der Stadt über den Fluß vordrangen, wurden zum größten Teil gefangen genommen. Die Feuerzone nach blieb auf dem östlichen Ufer zurück. Südlich von Kortrik stieß der Feind über Doerlijk und Zwevegem vor. Auf den Höhen westlich und südwestlich von Richte brachten wir seine Angriffe zum Stehen, nördlich der Schelde wichen wir dem Feind vor an eine Linie ab. Nördlich von Tournay hat der Gegner die Schelde erreicht. Südlich von Tournay standen wir mit ihm an der Linie St. Maxiens — östlich von Templin und auf den Höhen östlich und nordöstlich von Hasnres in Gefechtsfühlung.

Beiderseits von Solesmes und Le Cateau griff der Engländer gestern in Ausdehnung seiner am 17. und 18. Oktober zwischen Le Cateau und der Oise geführten Angriffe mit starken Kräften an. Zwischen Sommeaing und Berlain blieben seine Angriffe auf den Höhen westlich der Harpies-Niederung in an erer Abwehrwirkung liegen, beiderseits von Solesmes brachten wir den über unsere vordere Linie hinausgedrungenen Feind auf den Höhen östlich und südöstlich der Stadt zum Stehen. Romerifes und Amerval gingen verloren und wurden im Gegenstoß wieder genommen. Beiderseits von Le Cateau haben wir unsere Stellungen nach hartem wechselvollen Kampfe in allgemeinen behauptet. Die Brandenburgische 44. Reserve-Division unter Führung des Generalmajors Haas hat sich hier besonders bewährt. Der mit großen Mitteln unternommene Angriff des Feindes ist damit auf der ganzen 20 Kilometer breiten Front bis auf örtlich beschränkten Bodengewinn des Gegners an der Höhlstelle unseres durch Artillerie wirksam unterstützten Infanterie geschieitert.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz:

Nördlich der Serre wurden erneute Angriffe des Feindes abgewiesen. Beiderseits der Straße Laon—Marle säuberten wir im Gegenangriff Teile unserer nach im Feindeshand gebliebenen Linie und wiesen starke Gegenangriffe ab. Auch westlich der Aisne nahmen ostpreußische Bataillone und das in den letzten Kämpfen besonders bewährte Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 231 im Gegenangriff ihre Stellung wieder und schlugen feindliche Angriffe ab. Östlich von Rosiers suchte der Feind seine am 19. Oktober errungenen Erfolge durch Vorstoßung seiner Angriffe zu erweitern. Vorwiegend sind sie am Gegenangriff des Infanterie-Regiments Nr. 411 und an der zähen Abwehr der 7. Kompagnie des Bayerischen Infanterie-Regiments Nr. 21 gescheitert.

Heeresgruppe Gallwitz:

Östlich Bantheville wurden Teilangriffe der Amerikaner abgewiesen. Im übrigen blieb die Gefechtstätigkeit beiderseits der Maas in mäßigen Grenzen.

Südöstlicher Kriegsschauplatz:

An der Morawa schlugen wir nerneute Teilangriffe von Serben ab.

Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.

Die Notwendigkeit deutschen Kolonialbesitzes.

Von Christian Pfrank, Dozent am Orientalischen Seminar der Berliner Universität.

V. Die Kupfernot.

Deutschlands Verbrauch an Rohkupfer betrug 1912 [illegible] Tonnen. Er wurde nur vom dem der Vereinigten Staaten übertroffen. Die Eigenerzeugung Deutschlands belief sich 1912 auf 39 000 Tonnen, so daß rund 200 000 Tonnen im Werte von 313 Millionen Mark eingeführt werden mußten. Hauptlieferant waren die Vereinigten Staaten mit 177 604 Tonnen, womit 88,5 vom Hundert unseres Bedarfes gedeckt wurden. Damit besaßen die Vereinigten Staaten eine Monopolstellung uns gegenüber. Sie konnten die Preise willkürlich stellen. Während der Doppelzentner 1911 mit 117 bis 120 Mark gehandelt wurde, mußten wir 1912 bereits 153 bis 156 Mark, 1913 sogar 189 Mark für den Doppelzentner zahlen. Wenn man bedenkt, daß z. B. bei den Telephonleitungen, je nach der Stärke des Drahtes, 58 bis 87 v. H. der Ausgaben allein auf den Draht entfallen, daß unsere Elektrizitätsindustrie mit über in hohem Maße auf die Ausfuhr eingestellten Produktion Hauptverbraucher des eingeführten Kupfers ist, so ist ohne weiteres klar, welchen Einfluß die willkürliche Preisfestsetzung der Vereinigten Staaten auf die Konkurrenzfähigkeit unserer Erzeugung haben muß.

Nun haben wir aber glücklicherweise in unserer Kolonie Deutsch-Südwestafrika, besonders in den sogenannten Otavi- und Tsumeb-Minen, Kupfererze. Diese wiesen 10 bis 25 v. H. reines Kupfer auf. Die Ausfuhr von Deutsch-Südwestafrika betrug 1912 bereits 42 775 Tonnen und 1913 47 345 Tonnen rohes Kupfererz, sowie 1913 345 Tonnen außerdem reiches Erz. Das ist nur ein Bruchteil der möglichen Erzeugung. Bei die meisten Kupfervorkommen in Deutsch-Südwestafrika vor dem Kriege noch nicht erschlossen, die Kha-Mine erst seit 1914 mit ihrer Anlage fertig war, die Ossisengati- und andere Minen erst für die Zukunft in Betracht kamen. Jedenfalls ist anzunehmen, daß Deutsch-Südwestafrika bei den häufigen Kupfervorkommen in der Lage ist, mit der Zeit einen ganz erheblichen Teil unseres Bedarfes zu decken und damit das Monopol der Vereinigten Staaten zu brechen. Bedingung ist natürlich, daß wir die aus anderen Gründen für uns sehr wertvolle Kolonie, die uns u. a. 1913 für 59 Millionen Mark Diamanten lieferte, behalten.

Die mangelhafte Erschließung der übrigen deutschen Kolonien, besonders Neuguineas, durch Verkehrswege, insbesondere aber ihre noch gänzlich ungenügende geologische und mineralogische Erforschung, die mit großen Unkosten verbunden ist, lassen kein endgültiges Urteil zu über die in ihnen noch ruhenden mineralischen Schätze. Aber trotzdem sind sowohl in Deutsch-Ostafrika als auch in Neuguinea Kupfervorkommen bereits nachgewiesen.

Der belgische Kongo hat im Katangagebiet, in einer Zone von 325 Kilometer Länge, allein 112 Lagerstätten, in denen das Kupfererz in geradezu ungeheuren Mengen, in Hügeln von 50 bis 100 Meter, oft nie tiefer als 40 Meter, anfritt. Mit einem solchen Besitz könnten wir in absehbarer Zeit unseren ganzen Bedarf an Kupfer decken und damit unserer wichtigen Elektrizitätsindustrie mit ihren Tausenden von Arbeitern eine für uns sehr ernste Gefahr beseitigen.

Wie groß nach dem Kriege unser Bedarf sein wird, wissen wir nicht. Nachdem wir bereits zur Einschmelzung von Denkmälern geschritten sind und manchesei Haus- und Gebrauchsgegenstände aus Kupfer und Kupferlegierungen für den Kriegsbedarf hergegeben haben, ist anzunehmen, daß es sich um ganz gewaltige Mengen handelt, allein schon, um das Verbrauchte zu ersetzen.

Nur eigene Kolonien mit reichen Kupfervorkommen können uns davor retten, daß wir nach dem Kriege, und diesesmal in noch erheblicherem Maße als bisher, Jahrzehnte lang, vielleicht, ich möchte sagen Jahrhunderte, wieder tributpflichtig werden. Also, ohne Rückgabe von Deutsch-Südwestafrika kein Friede!

Großkampftage bei den Kraftfahrtruppen.

Großkampftage! Ein aufpeitschendes, tätigkeit und Energie anspornendes Wort, willkommen nach Tagen der Ruhe, der gleichmäßigen Tätigkeit. — Und Großkampftage enter Ordnung haben wir jetzt; es gilt für alle Formationen vor und hinter der Front, ihr Bestes zum Gelingen des Ganzen einzusetzen. Auch uns Kraftfahrtruppen ergreift mit magischer Gewalt dieses Wort, und in fieberhafter Spannung erwartet man nun den Befehl.

Er kommt! Endlich wieder ein Befehl nach dem Herzen der Kraftfahrtruppen — einer, der in die Kampfhandlungen mit eingreifen und die braven Kameraden in der vorderesten Front wirksam unterstützen kann. Mit Eifer werden die Fahrzeuge nachgesehen, mit Betriebsstoff gefüllt, durchgeschmiert, etwas Proviant für die lange Fahrt gefaßt, und winkten noch zur besonderen Zeit erlaubt die Pfeife des Kolonnenführers zum Antreten.

In geordneten Kolonnenmarsch setzt sich die Kolonne, an der Spitze ihr Führer, zum Lobeort in Bewegung. Dort stehen die beladenen Eisenbahnwagen auf den Gleisen entlang der Straße, und in kurzer Zeit sind alle Lastwagen mit der vorgeschriebenen Anzahl von Geschossen beladen. Inzwischen hat der Tag zur Neige, Jupiter Pluvius schwingt sein Scepter, und dieses Dunkel hüllt Himmel und Erde ein, kaum das man die Hand vor Augen sehen kann. Das ist sonst ein nicht grade beliebtes Kraftfahrwetter, für solchen Zweck aber nur erwünscht, denn die große Bewegung auf allen Straßen zur Front bleibt so dem Feinde verborgen.

Langsam nur, in gleichmäßiger Fahrt, begleitet von dem ohrenbetäubenden Gerassel der eisenbereiften Räder auf dem schlechten Pflaster der Straßen, nimmt die Kolonne ihren Weg mit den schwer beladenen Wagen. Stunde um Stunde vergeht, und näher immer näher kommt man der Kampfzone, dem lauten Brüllen der Kanonen. Der nachtdunkle Himmel zeigt weithin sichtbar das Aufblitzen der Abschüsse in allen möglichen Feuerbildern. Das Ziel muß nun bald erreicht sein, und eine Frage an den Führer einer vorbeimarschierenden Truppe gibt Gewißheit. „Ja, wollen Sie denn nach 90.?" „Jawohl!" — „Da werden Sie kaum hineinfahren können, wir sind herausgeschossen worden." — „Nun, so schlimm wird die Sache nicht sein, wir haben Befehl dorthin zu fahren, und der Befehl wird ausgeführt", war die Antwort des Kolonnenführers. Da aber sorlaeschst Granatenhaftige ringsum jene Meinung bestätigten, beschloß der Führer, erst einmal beim Nachbarzug zu suchen und sich von der Lage zu überzeugen.

Ein Hohlweg, von Kolonnen aller Art, Sanitätswagen, Artillerie, marschierenden Truppen überfüllt, führte hinunter zu dem Ort, und nur mühsam konnte man sich den Weg dorthin bahnen. Der Entladeort und der Ausfüllschlaufer waren bald gefunden, der Abladeplatz gewen bestimmt, und nun eines wieder zurück, um die Kolonne zu holen. Das war ein schweres Stück Arbeit, sich durch dieses entgegenfahrende und marschierende Chaos durchzuwinden. Mit etwas bayerischer Grobheit und dem Schlagwort „Munitionsfahrzeug" kam man aber langsam durch, und die ersten Wagen konnten entladen werden.

Wo aber war die Entlademanschaft? Nirgends zu sehen und zu sehen! Ganz vorne stand eine andere Kolonne zur Entladung. Dort waren die wenigen Leute voll beschäftigt. — „Nun Kinder, dann machen wir die Sache selbst, damit wir wieder weiterkommen; also fest angepackt!" — Die kräftigen Bayern faßten tüchtig zu, und bald waren die vier ersten Wagen entladen. Aber wo bleiben die anderen Wagen? Der Führer ging wieder zurück, sie zu suchen. Oben am Eingang in den Hohlweg fand er einen auf schlüpfrigem Boden abgerutschten Wagen, der den Weg vollständig gesperrt hatte. Mit vereinten Kräften war dieses Hindernis bald aus dem Wege geräumt, und die Wagen konnten weiterfahren. Alle Kraftfahrer der Kolonne halfen nun zusammen, und bald war die ermüdende Arbeit getan.

So ganz ungestört ging aber die Entladung nicht vor sich. Als ob der Feind wüßte, was hier geschehe, sandte er ununterbrochen seine eisernen Grüße, und bald rechts, bald links, bald vorne, bald hinten platzten die Granaten. — „Schaut nur die Pater an, glei' auf a paar Kilometer feslen's die Scheiben!" — „Wo haben denn die Kanonen's Pfeifen gelernt?" — „Wart's no, ihr englischen Windhund, unsere Granaten werden euch's Rückwärtslaufen schon wieder lernen!" — „I möcht no wissen, wo die's Schießen g'lernt ham, bei uns am Feldschießen net!" — „Net amol bei der Arbeit hat mer a Ruh, gehts do schlafa'n!" — Solche und ähnliche Scherze flogen hin und her, fürzten die Arbeit und halfen über die ernste Lage hinweg. Nach waren die Lastwagen in Gang gesetzt und gedreht, und der Führer, der während der Entladung aufmunternd von einem Wagen zum andern gegangen war, gab das Zeichen zur Rückfahrt, die sich ebenso geordnet abwickelte wie die Herfahrt. Wenn es gilt, sind eben die Kraftfahrer da, erfüllen freudig, unverdrossen und unbekümmert um feindliches Feuer ihre Pflicht — koste es Tage und Nächte, koste es, was es wolle: der Befehl wird ausgeführt.

„b." S. & H.

Ein wahres Märchen vom Fett.

„Es war einmal" — so fangen alle Märchen an — in der goldenen Friedenszeit, daß man stillschweigend dem Bettler, der an die Tür pochte, ein Butterbrot reichte. Das war in jenen Zeiten, wo jedermann soviel Fett verbrauchen konnte, wie ihm bekömmlich schien, und gar manchem schien damals mehr bekömmlich, als wirklich gut für ihn war. Da kam der Krieg und mit ihm die Fettnot, denn rings umschlossen Feinde das Land, und alle ausländischen Fettquellen kamen zum Versiegen, die Kopra-, die Palmkerne, der Sesamsamen, die Olive, die Baumwollsaat, die Erdnuß. Das alles fiel nun fort, und auch die einheimische Fetterzeugung wurde immer knapper, denn die Oelsaaten und anderes fehlten als Futtermittel. Eine Zeit lang konnte wohl mancher vom eigenen Fett leben, und auch manche neue Fettquelle wurde von der Wissenschaft und Technik aufgeschlossen, so daß wenigstens jeder einzelne eine Mindestmenge an Fett erhalten konnte. Aber der Krieg dauerte immer länger, und schließlich bestand die Gefahr, daß auch diese Mindestmenge an Fett hätte herabgesetzt werden müssen. Da verwandelte sich der deutsche Wald in einen Oelhain. Still und friedlich hatte er bisher dagelegen, jetzt wimmelte er voll Menschen. Kinder und Erwachsene, alles, was Hände hatte, fie zu regen, war ausgezogen; sie schüttelten an den Aesten, und es regnete Oelfrüchte. Als sie genug hatten, zogen sie ab, liefen an einer Commerstelle ihre Schätze niegen, erhielten guten Lohn und einen Schein, der ihnen den Bezug einer reichlichen Oelmenge sicherte. Die Gesahr war abgewendet, die Fettmenge für alle mußte nicht verkleinert werden, ja, in den Häusern der Sammler gab es wieder Fettüberschuß.

Das Schönste an diesem Märchen ist, daß es jeder wahr machen kann, denn der Oelhain ist der deutsche Buchenwald, und seit Jahren haben wir nicht mit einem solchen Ertrag an Bucheckern rechnen dürfen wie in diesem. Gelingt es, auch nur den zehnten Teil dieses Segens zu bergen, dann ist die gefürchtete Herabsetzung der Fettration vermieden. Flaschbüchsen und Merkblätter, die von den Kriegswirtschaftsstellen (Kartoffelkommern) zu haben sind, geben jedem die erwünschte Aufklärung über den Ausbau der Sammlung. Der Staat hat seine Wälder freigegeben, jeder kann darin sammeln. Der Sammler hat nicht nur Anspruch auf hohen Sammellohn, der für das Kilo 1,65 Mark beträgt, sondern auch auf Oel, denn etwa die Hälfte des Oeles, das in den abgelieferten Bucheckern enthalten ist, bekommt der Sammler ohne Anrechnung auf seine Fettration gegen einen Oelbezugsschein, der ihm bei der Abgabe der Bucheckern ausgehändigt wird. Statt dieses Oelbezugsscheines kann sich der Sammler auch einen Schlagschein ausstellen lassen, der ihn berechtigt, ebensviel Bucheckern für seinen Hausbedarf zu Oel schlagen zu lassen, wie er an die öffentliche Abnahmestelle abgeliefert hat. Es wird dadurch erreicht, daß einerseits der Sammler selbst befriedigt ist, denn er erhält von jedem Kilo Bucheckern, das er sammelt, 60 Gramm Speiseöl, und daß andererseits etwa die gleiche Menge der Allgemeinheit zugute kommt. Das soll die Herabsetzung der Fettration verhüten.

Das Bucheckernöl ist von ausgezeichnetem Geschmack und wird nicht leicht ranzig. Fett und Geld liegen zwar nicht auf der Straße, wohl aber im Wald. Lassen wir es nicht verkommen!

Kriegsallerlei.

Desertionen in Amerika.

Die Stockholmer Zeitung „Aftonbladet" vom 10. September stellt folgende Nachrichten über Desertionen in der amerikanischen Armee zusammen:

„Ungefähr einhundert Mann in Camp Logan, Texas, desertierten am 15. d. M. aus dem Lager, nachdem sie erfahren hatten, daß sie zu anderen Abteilungen in demselben Lager hinübergeführt werden sollten. Die meisten gehörten zum alten berühmten Fighting-Seventh"-Regiment in Chicago an." („Nordstjernan" 19. April.

„Dreihundert kanadische Soldaten beurlaubten sich vor etwa einer Woche selbst aus dem Uebungslager in Brookville (Renwork). Fünfzehn der Deserieure wurden vorige Woche eingefangen. Als Grund des Desertierens wird angegeben, daß sie im Lager schlecht behandelt worden seien." („Svensk Kurieren" 27. Juni.)

„William Tinard, ein Farmer, der zum Kriegsdienst eingezogen worden war, wurde vorige Woche von dem Kriegsgericht in Fort Sill, Okla, zu dreißig Jahren Strafarbeit in Fort Leavenworth, Kansas, verurteilt, weil er sich geweigert hatte, seine Dienstpflicht zu genügen. Er war nicht dazu zu bewegen, vor den Vorgesetzten die Ehrenbezeugungen zu machen, wollte die Uniform nicht anziehen und bediente sich der ersten besten Gelegenheit, um zu desertieren. Er wurde jedoch eingefangen und vor das Kriegsgericht gestellt." („Svensk Kurieren.")

„Der Sergeant Claude E. Mason vom 132. Infanterie-Regiment, das in Camp Logan, Houston, liegt, und der Soldat Rolland Phe von demselben Regiment wurden vor kurzem zu fünfzehn Jahren Strafarbeit in Fort Leavenworth, Kansas, und zur schimpflichen Entlassung aus der Armee verurteilt. Die Anklage lautete darauf, daß sie nach Uebereinkunft mit Revolvern auseinander geschossen hätten, um sich so zu verletzen, daß sie zum Kriegsdienst untauglich und darum entlassen werden würden." („Svensk Amerikanaren.")

„Von dem Kriegsgericht in San Antonio, Texas, wurden am 10. d. M. 45 Männer, die der Menotie-Sekte angehören, zu lebenslänglicher Strafarbeit verurteilt, weil sie sich geweigert hatten, die Uniform der Armee anzuziehen. Die Männer waren zum Kriegsdienst eingezogen worden, hatten sich aber wegen Gewissensbedenken geweigert, Waffen zu tragen. Der Brigadegeneral J. P. O'Neil setzte die Strafe auf 25 Jahre Gefängnis für jeden Verurteilten herunter." („Svensk Amerikanaren" vom 27. Juni.)

„Aftonbladet" fügt hinzu: „Sicher ist an mehreren Stellen der Zwangseinziehung zum Kriegsdienst aktiver Widerstand entgegengesetzt worden. Es wird sich auch schwerlich machen lassen, unter Amerikas 26 Nationen eine einheitliche Begeisterung für Wilsons Krieg in Europa zu schaffen."

„Küß die Hand".

In Oesterreich hat sich Damen gegenüber die Höflichkeitsformel „Küß die Hand" so sehr eingebürgert, daß man sie nicht nur im persönlichen, sondern auch im brieflichen Verkehr anwendet und auch sonst einen ganz übertriebenen Gebrauch davon macht. Von Prag aus ist nun eine Bewegung im Gange, den Gruß der ewigen „Handküsserei" gänzlich abzuschaffen, da er sich nachgerade schrecklich anhöre. Man empfiehlt statt dessen den guten deutschen Gruß: „Guten Tag", „Guten Morgen", und „Guten Abend" — und zwar sowohl beim Kommen wie beim Gehen.

Nur keine Knauserei.

Notar Söderlands Braut — so erzählt ein schwedisches Blatt — war ein sehr verständiges Mädchen, und als sie ihrem bis über die Ohren verliebten Bräutigam vorschlug, für jeden Kuß solle er ein 25-Oere-Stück in die Sparbüchse tun, eilte der Notar sofort in die Stadt und kaufte ein großes „Sparschwein" mit einem Spalt im Rücken. Die ganze Brautzeit hindurch wurden nur 25-Oere-Stücke gesammelt, und als der Hochzeitstag festgesetzt war, war das Schwein so gepfropft voll Münzen, daß es beim Schütteln nicht einmal mehr klapperte. Am Tage vor der Hochzeit schlug der Notar vor, das Schwein zu zerschlagen und den Inhalt zu zählen. Gesagt, getan. Der Notar zählte und war schon bis zu 65 Kronen gelangt, als er plötzlich rief: „Ein Goldstück! Wer hat das hineingesteckt?"

„Ach, sagte die Braut, „denkst du, alle sind so knauserig wie du?"

für 25 Pf.

Wann geht der Zug? Was kostet die Fahrt?

Ein ersehen Sie stets leicht und schnell aus unserem Taschenfahrplan mit Fahrpreis-Anzeiger. Für 25 Pf. in unseren Geschäftsstellen und durch unsere Boten oder die Hallische Nachrichten.

Von welcher Art bist du?

Roman von H. Courths-Mahler.

2) (Nachdruck verboten.)

Vor einigen Wochen nun hatte sich Felice endlich ein Herz gefaßt und hatte ihren Vater gefragt, ob es nicht möglich sei, daß sie ihre Mutter wenigstens ein einziges Mal sehen könnte.

„Willst du nicht einmal mit mir nach Brasilien reisen, lieber, lieber Vater, damit ich einmal mit meiner Mutter zusammentreffen kann?" hatte sie gefragt.

Werner Rottmann war sehr blaß geworden. Hastig hatte er den Kopf geschüttelt und geantwortet:

„Nein, Felice, daran ist nicht zu denken. Du darfst nicht vergessen, daß deine Mutter eines anderen Mannes Frau geworden ist."

Mit ihren großen, dunklen Augen hatte sie ihn sichtbar erschossen.

„Trotzdem ist sie doch meine Mutter, lieber Vater und — sie sehnt sich sicher nach mir, wie ich mich nach ihr sehne."

Erschrocken hatte er ihre Hand gefaßt.

„Du sehnst dich nach ihr?"

„Ja Vater, sie ist doch meine Mutter. Willst du mir nicht diesen Wunsch erfüllen? Wir könnten doch die Reise auf einem Schiffe machen, das auf der Vita-Werft gebaut ist — vielleicht auf der „Felice"?"

So hatte Werner Rottmann einen seiner größten und schönsten Dampfer, genannt.

Er atmete tief auf.

„Ich reise mit dir, wohin du willst, Felice — nur nicht nach Brasilien."

„Aber gerade dorthin möchte ich reisen. Mir ist, als ziehe mich etwas mit geheimnisvoller Macht dorthin. Es ist doch die Heimat meiner Mutter — und auch ich bin dort geboren. Lieber, lieber Vater, ich will dich gewiß nicht betrüben und habe deshalb geschwiegen all die Jahre. Aber nun wird ich es einmal aus[illegible] Mutter ist immer starker geworden, und mir ist oft im Traume, als rufe meine Mutter voll Sehnsucht nach mir. Ich wache oft darüber auf und weine, noch im Wachen den Ruf ganz deutlich zu hören."

Ein bitteres Lächeln lag um Werner Rottmanns Mund.

„Das ist ganz bestimmt ein Irrtum, Kind. Deine Mutter hat dich längst vergessen. Sie war eine Natur, bei der nichts tief ging. Und sie hieß sich damals ohne Klage ziehen — ohne nur den Versuch zu machen, dich zu holen."

Felice erblaßte.

„Wie kann das nur sein, daß eine Mutter ihr Kind vergißt?" klagte sie.

Das griff ihm ans Herz. Er zog sie fest in seine Arme.

„Glaubst du, daß ich dich liebe, Felice, und daß ich alles tun würde, wenn es in meiner Macht stände, dich glücklich zu machen, auch wenn es mir noch so schwer wäre?" fragte er.

Sie schmiegte sich an ihn.

„Ja, lieber Vater, das glaube ich so gewiß, wie ich dich liebe."

Er atmete tief auf.

„Nun, so glaube mir auch, daß ich dir zu deinem Besten das Wiedersehen mit deiner Mutter ersparen will. Du würdest nicht glücklich sein über das Zusammentreffen, glaube es mir. Du bist in deiner ganzen Art so verschieden von deiner Mutter, wie ich es von ihr war. Und sie würde — ich muß dir das leider sagen — nicht erfreut sein, daß wiedersehen — oder sie würde sich sehr gekränkt haben. In all den Jahren hat sie ja nicht ein einziges Mal nach dir gefragt, sich nach deinem Ergehen erkundigt."

Mit geschlossenen Augen hatte Felice eine Weile still an seiner Brust gelegen. Dann hatte sie leise, mit verhaltener Stimme gefragt:

„Hat meine Mutter in zweiter Ehe auch Kinder?"

Er schüttelte den Kopf.

„Mein Felice. Zuweilen habe ich von ihr gehört durch unsere Geschäftsfreunde in Rio de Janeiro. Sie soll noch immer eine sehr elegante, lustige Frau sein, die von einem Vergnügen zum andern hastet."

„Daß sie auch vermutlich hatte, daß Senhora Elvira Torado die Chronic scandaleuse von Rio stark beschäftige und in ihrer zweiten Ehe einen ziemlich loseren Lebenswandel geführt hatte, verschwieg er seiner Tochter. Ebenso verschwieg er ihr, daß Senhora Elvira nur deshalb mit ihrem zweiten Gatten auslam, weil dieser sie in allen Dingen gewähren ließ und ebenfalls seine eigenen, leichtsinnigen Wege ging.

„War meine Mutter schön?" fragte Felice weiter.

Er neigte das Haupt.

„Sehr schön."

Sie seufzte.

„Oh, ich möchte sie dennoch sehen, nur ein einziges Mal."

„Felice!" rief er schmerzlich.

Da faßte sie seine Hand und drückte sie an ihre Augen.

„Fürne mir nicht, mein lieber Vater. Ich sehe, daß ich dir wehe tue, dich quäle. Das will ich nicht."

Er küßte sie innig.

„Nein, das willst du nicht, mein geliebtes Kind, ich weiß es. Und ebensoweig möchte ich dir wehe tun. Du mußt dir doch sagen, daß ich schwerwiegende Gründe habe, wenn ich dir einen Wunsch versage."

Sie richtete sich auf und lächelte tapfer.

„Ja, ich weiß es. Und wir wollen nun nicht mehr davon sprechen."

Damit war das gefährliche Thema abermals beendet gewesen. Felice hatte nicht mehr nach ihrer Mutter gefragt und nicht mehr ihrer Sehnsucht gesprochen. Aber desto mehr quälte sie im stillen die Sehnsucht nach ihrer Mutter.

So waren Wochen vergangen. Und nun war heute morgen etwas Seltsames geschehen. Es war an Felice ein Brief angekommen, der stark nach Parfüm duftete, ein Brief mit brasilianischen Freimarken und dem Poststempel Rio de Janeiro. Die Aufschrift zeigte eine zierliche, unregelmäßige Handschrift, und der Brief war eingeschrieben.

Felice hatte ihn empfangen, als ihr Vater drüben auf der Werft gewesen war, und als sie darüber quittierte, befiel sie ein heftiges Herzklopfen. Sie zog sich mit dem Briefe auf ihr Zimmer zurück und schloß sich ein, als habe sie ein Geheimnis zu hüten.

Mit einer unerklärlichen Erregung öffnete sie das Schreiben, und sie sog den Duft des Parfüms tief ein, obwohl sie sonst eine Feindin so starker Gerüche war. Ihre Hände zitterten, als sie den Briefbogen entfaltete, und las:

„Meine liebe Tochter!

Weißt Du überhaupt, daß Du eine Mutter hast, die noch am Leben ist, oder hat man es Dir verheimlicht? Seit vielen, vielen Jahren hat man mir geraunt, Du warst noch ein ganz kleines Baby, als ich Dich von mir lassen mußte. Dein Vater und ich, wir verstanden uns nicht, und so zogen wir es vor, uns zu trennen. Dein Vater nahm Dich mit in seine deutsche Heimat und hat Dich mir sicher ganz entfremdet.

Ich habe so oft an Dich gedacht und mich nach meinem Töchterchen gesehnt. Meine zweite Ehe ist kinderlos geblieben. Kürzlich hörte ich von Dir. Man sagte mir, Du seiest eine sehr schöne junge Dame geworden. Und da wurde meine Sehnsucht mächtiger als je. Ich weiß, Du bist in diesen Tagen mündig geworden, und selbst wenn es Dir Dein Vater verboten haben, kümmch Du zu mir kommen. Willst Du das nicht tun? Ich bin sehr reich — mindestens ebenso reich als Dein Vater, und Du wirst meine Erbin sein, wenn ich eines Tages sterbe. Ich habe ein Herzleiden, das mich vielleicht einmal schnell abruft. Soll das geschehen, ohne daß ich meine Tochter umarmt und geküßt habe? Komm zu Deiner Mutter, mein liebes Kind, sie sehnt sich nach Dir. Dein Vater hat Dich so lange für sich gehabt. Es ist Deine kindliche Pflicht, nun auch einmal nach Deiner Mutter zu sehen.

Bitte schreibe mir, möglichst sogleich, daß Du zu mir kommen willst. Es wird Dir bei mir gefallen, hier lebt man ein heiteres, sonniges Leben. Ich harre voll Sehnsucht auf Deine Antwort. Schreibe mir, wann ich Dich erwarten kann.

In Liebe und Sehnsucht küßt Dich Deine Mutter
Elvira Torado."

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853264-191810221/fragment/page=0002